

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 8 (1904)

Artikel: Die Tellenfahrt des Lesezirkels Hottingen
Autor: O.W.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-574833>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

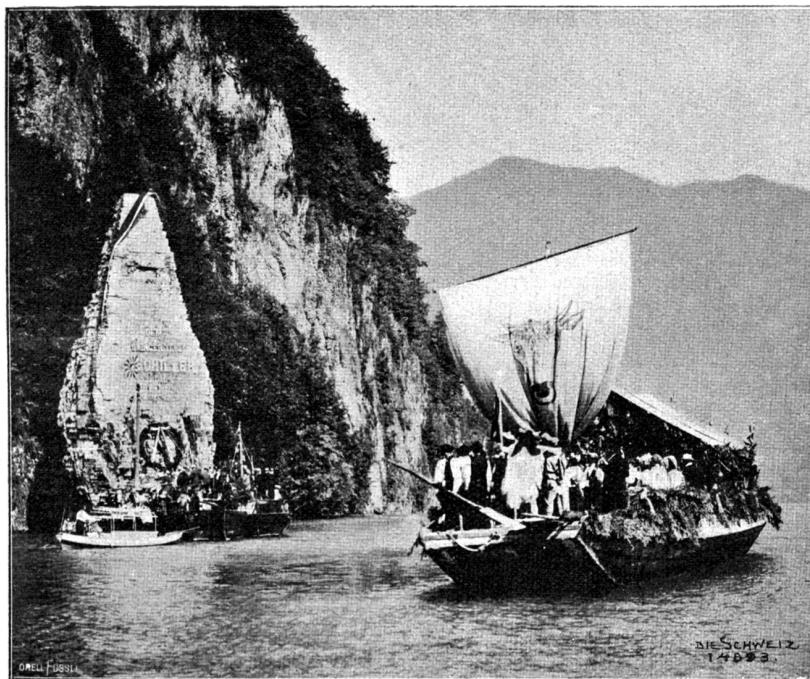
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Tellenfahrt vom 10. Juli 1904. Der Urner Rauen (Phot. A. Krenn, Zürich).

Festbesuch wohl zufrieden sein. Südlich der Festhütte, durch eine schöne, neuangelegte Straße getrennt, ziehen sich die schmuck gebauten Schützenstände hin, und dahinter an der Hügellehne

lud eine schier endlose Reihe von Scheiben die Schützen zum ehrenvollen Tagewerk ein: 185 Scheiben für groß und 28 für kleine Waffen! Das segte ein lustig Knattern ab, wenn alle besetzt waren! Der Wert aller Gaben belief sich auf über 700,000 Franken, eine gewaltige Summe, die beweist, welch hohen Wert man der Ausbildung des Schießwesens in der Schweiz beilegt. — In 2500 und 300 Exemplaren waren die silberne und die goldene Medaille geprägt, Erzeugnisse der rühmlich bekannten Firma Huguenin frères in Locle. Der sogenannte „Schützentaler“ im Wert von fünf Franken zeigt auf seiner Vorderseite einen energisch dreinblickenden jungen Schützen, der eben das Gewehr ladet, dabei aber sein Ziel fest im Auge behält. Den Hintergrund belebt das Geäst einer Eiche, in der Ferne rechts gewahrt man die Türme der Feststadt. Diekehrseite verfüllt die hohe Bedeutung des Schießwesens für die Wehrkraft unseres Landes. Eine kampfesmutige, hochragende Frauengestalt, mit der Linken auf das wehende Banner gestützt, weist mit ihrer Rechten die vor ihr in gedekter Stellung befindlichen Soldaten auf den Feind hin. — Anders die goldene Medaille im Wert von fünfzig Franken. Von hoher Schönheit ist der ausdrucksvolle Jünglingskopf mit dem Edelweißkranz und dem links sichtbaren Wappenemblem von St. Gallen, und zu dem einfach edeln Kopf paßt das mit Lorbeerzweig und Festinschrift versehene Revers vorzüglich.

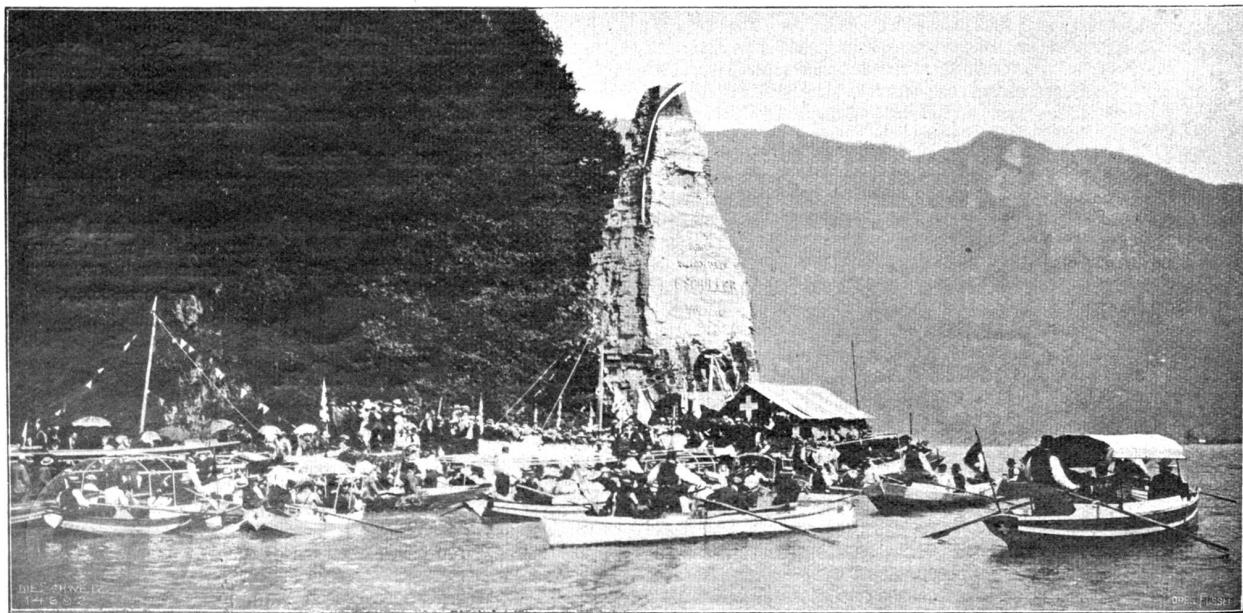
u. a.

Die Tellenfahrt des Lesezirkels Hottingen.

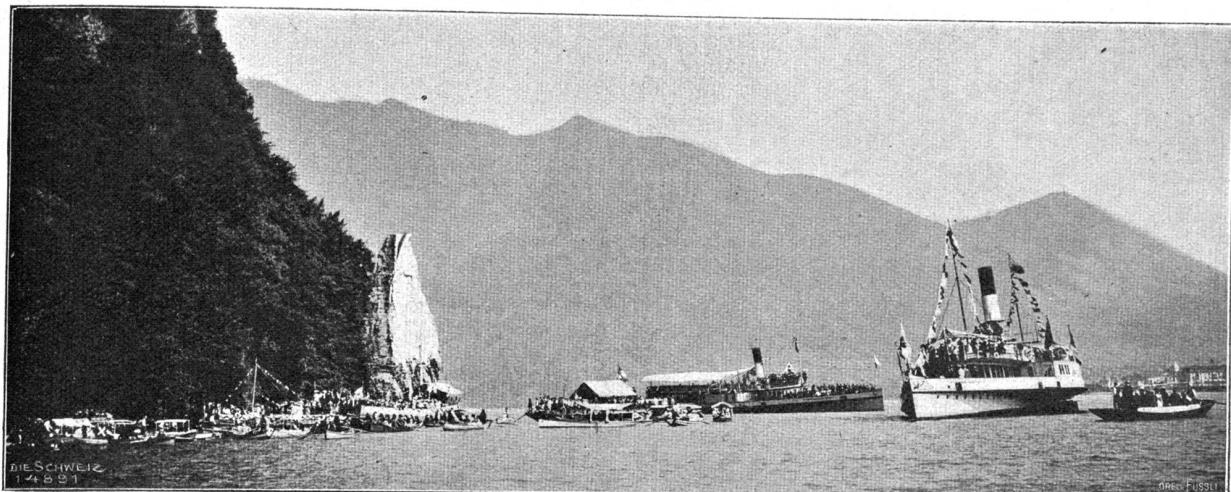
Mit vier Abbildungen.

Daß sich sozusagen die gesamte Urschweiz dabei beteiligte, das hob die Tellenfahrt der „Lesezirkler“ über den Rahmen eines bloßen Vereinsfestes weit hinaus, und wenn überdies der Sonderzug von Zürich her durchaus nicht bloß Zürcher, sondern auch Angehörige wohl fast aller Schweizerkantone an die geweihten

Gestade des Bierwaldstättersees führte, so gewann auch dadurch die Veranstaltung geradezu den Charakter und die Bedeutung einer allgemeinen Huldigung unseres Landes an den großen Genius Friedrich Schiller, den Sänger Tell. Die Feier am Mythenstein und der Besuch der Tellaufführung in Altorf, das



Tellenfahrt vom 10. Juli 1904. Gruppierung um den Mythenstein (Phot. A. Krenn, Zürich).



Tellensfahrt vom 10. Juli 1904. Die Festgemeinde am Mythenstein (Phot. A. Krenn, Zürich).

waren die beiden Hauptnummern des ganzen reichen Programms. Eine stattliche Flottille gruppierte sich schon zur neunten Stunde des 10. Juli um den alten, zum erhabensten Schillerdenkmal umgewandelten Mythenstein, den ein riesiger Alpenrosenkranz mit rotweißen Bändern schmückte. Da war vor allem stattlich der Urner Nauen mit mächtigem Stierkopf auf dem Segeltuch; nicht fehlte inmitten zahlreicher Urner-Trachten und der Musik von Altorf der leibhaftige „Stier von Uri“. Desgleichen boten die Nauen von Schwyz und Unterwalden prächtige Trachtengruppen, wogegen dem Zürcher Nauen mit der Kleeblattfahne der Hottinger, dem Festredner, den Sängern und dem Orchester namentlich die Herren Studioi im „Wir“ mit ihren Bannern Farbe und Glanz verliehen. Dazu gesellten sich der buntbewimpelte Extradamper „Uri“ mit dem Gewalthaufen der „Lesezirkler“, ein Dampfer auch mit Festbummlern aus Luzern und schließlich die Unzahl von Barken und kleinen Fahrzeugen jeder Art. Dies alles gewährte im vollen Glanz der Sonne bei strahlendblauem Himmel ein ungemein mannigfaltiges, malerisches Bild. Und sonntägliche, weihvolle Stille lag über den Wässern und der großen Festgemeinde, als die Kantate einsetzte, die Volkmar Andreae auf diesen Anlaß hin komponiert hatte über Conrad Ferdinand Meyers herrliche Dichtung „Schutzgeister“. Wundervoll kam nach einem kurzen Orchestervorspiel das Tenorjolo zum Vortrag, von Herrn A. Flury aus Winterthur mit weittragender Stimme gesungen; ein wirkungsvolles Finale bildete die Chorpartie:

Leben wird mein Volk und dauern
Zwischen seinen Felsenmauern,
Wenn die Diokskuren gerne
Segnend ihm zu Haupte stehn!

Die Festrede des Herrn Erziehungsdirektor Locher hob hervor, wie angeregt namentlich durch Schillers unsterbliche Dichtung, an den klassischen Stätten der Urtschweiz überall das Schöne in seiner Vollendung an die Stelle unvollkommener Darstellung getreten ist, wie zunächst das „stille Gelände am See“ durch die schweizerische Schuljugend erworben und der Fürsorge der Schweizerischen Gemeinnützigen Gesellschaft übergeben worden ist, wie 1860 der Mythenstein zum Schillerdenkmal ward, wie rund zwanzig Jahre später die Tellskapelle am Urnersee durch Ernst Stückelbergs Fresken würdigen Schmuck erhielt, wie endlich wiederum nach einem Dutzend Jahren die Enthüllung von Richard Kühlings imposantem Telldenkmal in Altorf erfolgen konnte: man vergesse nicht die andere Tellskapelle, die in der Hohlen Gasse! — An die erhebende Feier am Mythenstein schloß sich die Fahrt am Rütti vorbei und hinüber zur Tellskapelle. In Altorf hat ein Redner die Anregung gemacht, man möchte doch mal die Schranken fallen lassen, die den Besucher der Kapelle hindern, sich die Fresken bequem zu besehen. . . . Wir dachten an die Loggia dei Lanzi in Florenz: sollten wirklich nur jenseits der Alpen die herrlichsten Kunstwerke in der Obhut des Publikums wohl aufgehoben sein? — In Altorf eröffnete ein fein empfundener

Prolog von Ernst Bahn, vom Dichter selber bei Schillers Büste frei vorgetragen, die Festaufführung, welche die Großenzahl der Teilnehmer volle vier Stunden ins Festspielhaus zu bannen vermochte, von neuem die große Weisheit des Dichters, die unvergängliche Schönheit seiner Schöpfung offenbarend. Die wackern Urner spielen nicht, sie leben ihren „Tell“. — In den



Tellensfahrt vom 10. Juli 1904. Der Urijost (Phot. Joh. Meier, Zürich).

Abendstunden bekundeten die Landammänner von Schwyz und von Uri in längern Reden den Dank und die Freude ob dieser patriotisch-literarischen Wallfahrt der Lefezirkler, und in ein eigentliches Volksfest auf Altorts Hauptplatz zu führen

des Turmes mit Kästlings Tell klang diese unvergessliche „Tellenfahrt“ aus: Freudenfeuer flammt auf all den Höhen ringsum, und in bengalisch Rot getaucht, grüßte noch der Mythenstein die Heimfahrenden.

D. B.

Carl Albrecht Bernoullis „Sonderbündler“.

Ob der Held dieses Romans dem Verfasser an Ort und Stelle vom Munde der Leute oder in persönlicher Bekanntschaft geschenkt worden ist oder ob er ihn ganz ureigen geschaffen hat zur Entwicklung eines Problems, ob am Ende vom einen und andern was herzuschreiben ist, das wollen wir lieber nicht untersuchen, das braucht uns auch gar nichts anzugehen; denn mit der Hauptfrage, dem dichterischen Genuss, hängt das durchaus nicht bestimmt zusammen. Ob Hans Hiesebe nun einmal schlechtweg so vorhanden gewesen oder ob der Lefer ihn lieber mit Hob in Zusammenhang bringt, ob und wie weit das Buch von Problem und Tendenz beherrscht ist, lassen wir auf sich beruhen. Halten wir uns einfach an den Inhalt und die Form: das Weitere wird sich für jeden in seiner Weise geben, wenn es ihm ans Herz greift.

Daß wir's gleich vorausschicken! Schon im Stil tritt die Eigentümlichkeit des Romans nach seiner schweizerischen Herkunft ganz deutlich zutage. Es ist ein Schweizerbuch und will, nach großer Vorgänger Weise, aber ganz unabhängig suchend, von den verdaulichen Schäzen unserer Sprache soviel wie möglich ins Deutsche hinübernehmen. Das gelingt ihm zum guten Teil und verspricht noch viel Eigenart herauszubilden. Wo ganz absonderlich schweizerische Wendungen gebraucht werden, geht es freilich zuweilen etwas unvermittelt her. Dagegen gibt es wieder Stellen, die, alles Rüingen nach Gachet weit hinter sich lassend, sich zur erhabensten Höhe einer stofflichen Hauptmomente, dem größten saftlichen Pathos angemessenen Diction erheben. Wir denken dabei an die Katastrophe, die den alten Mann seines blühenden einzigen Sohnes beraubt, und besonders an die Schilderung seiner innern Aufnahme des Unglücks, seiner Empfindungen und Gedanken gegenüber dem mörderischen Stier.

Soviel voraus, was die äußere Form, Stil und Sprache anbelangt.

Der Aufbau zeigt naturgemäße schöne Verhältnisse. Es ist kein kleines, heute, wo ein Buch seinen Band von dreihundertfünfzig Seiten nur selten überschreiten darf, wenn er von den Romanletern und besonders Leserinnen überhaupt aufgeschnitten und durchblättert werden will, heute in einem Roman ein ganzes Leben zu erzählen. Ein Leben als Roman zu erzählen, lebt ein ganz durchgebildetes episches Vermögen, fest eine außerordentliche Leistung in Exposition, Entwicklung und Steigerung voraus. Wenn wir all dies dem Verfasser des „Sonderbündlers“ zusprechen, so haben wir ihn nicht zu hoch gelobt. Ein unermesslich reiches Leben ist da auf kleinem Raum erzählt und doch nicht zusammengebrängt. Wenn wir es hier im Auszug wiedergeben wollten, müßte man unwillkürlich zum Eindruck kommen, es sei da der Stoff von zehn Romanen und zehn Novellen mehr oder weniger willkürlich zu einem Ganzen zusammengefaßt, Sachen, die einzeln besser weg-

gekommen wären. Man würde es kaum glauben wollen, daß das alles in eine alles absorbierende Einheit zusammenstieße. Und doch ist es so. Und doch ist nichts unjichtig, bleibt nichts als Fragment fremd ab dem Wege stehen. Ein Dualismus ist ja darin; aber das fällt nirgends auseinander. Ein Dualismus infofern, als die Geschichte dieser Menschenseele als literarisches Problem durchaus nicht direkt aus ihrem Boden hervorgeht, meinetwegen auch irgendwo ins Ausland hätte verfehlt werden können. Das Milieu hingegen hat dabei seinen unabhängigen Wert als Bild, als Ausschnitt eines Stückleins Schweizerstreben zu einer gewissen Zeit. Infofern hat das Buch zwei Seiten, deren jede ihr Interesse ganz unabhängig von der andern hat. Wir halten aber dies für eine ganz außerliche Sache und meinen, man täte dem Roman eine Unbill an, wenn man ihn etwa, je nach den persönlichen Liebhabereien, als Sittenschilderung aus unserer letzten geschichtlichen Entwicklungsphase und den Helden als (wenn auch noch so wohl drin wurzelnde) Staffage hinstellen oder den entgegengesetzten Standpunkt einnehmen wollte, von dem aus ein interessanter Gegenstand der Psychologie oder Persönlichkeit ein beliebiges interessantes Milieu angezogen hätte.

Beides sind dies Seitenansichten. Seine Schönheit und seine Macht hat dieses Werk wie in einem Guß. Wohl möchte die zweitgenannte Auffassungsweise seinem Wesen eher entsprechen. Aber die Schilderung von Natur und Menschen spielt dann doch wieder eine zu große Rolle, um zum bloßen Kleid herabzusinken.

Hier wollen wir nun nicht mit Einzelheiten vorgreifen, und zusammenfassend läßt sich nicht viel mehr sagen, als daß ein innerlich tüchtiger Mensch durch eine rasche, aber schuldlose Tat von der Heimat getrennt gerade in diejenige Fremde, der er durch seine Tat erst recht ein Schulbiger ist, gelangt und, mit Glück und kräftigem Willen gesegnet, ein prächtiges Leben aufbaut, das ihm dann unter wenigen jähren Schlägen wieder zertrümmert wird, bis er es von sich wirft, nicht den Körper, sondern eben das Leben, das er souverän überwachsen haben will, wirklich ein Hob eigener Art, der nicht im Trost beginnt, sondern in Trost und Stolz und einer in brutaler Entzagung geschaffenen prometheischen Überlegenheit dahinsiecht.

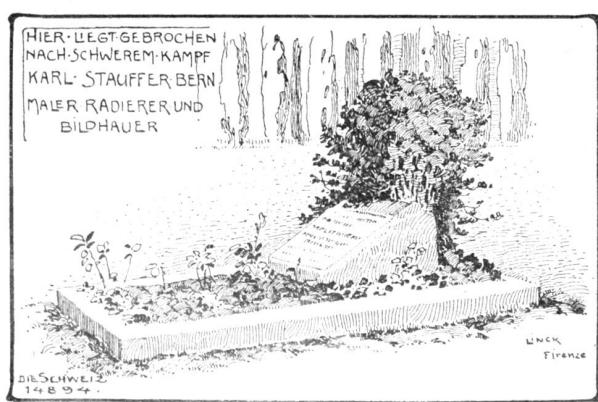
Mit einem meisterhaft launigen Idyll auf dem düstern Hintergrund des Sonderbundskrieges hebt die Geschichte an. Mit wohlinger epischer Behaglichkeit wird nach diesem die tragische Voraussetzung bergendes Beispiel am Ort der Geschichte das Ganze eingeleitet, langsam, breit, ein üppiges Mosaik von Einzelheiten. So geht es fort, bis der Gipfel in diesem Leben erreicht ist. Dann geht es wie der Rhein in Stürzen und wilden und tollen Stromschnellen einen reizenden Gang, jedes Kapitel ein Drama, bis das Ende kommt, wie der Rhein: grau, dunkel, unbewußt.

E. B.

Karl Stauffers Grab.

Im Schatten von Zypressen, nicht weit von seinem Landsmann Arnold Böcklin*, ruht der irdische Rest eines sturm bewegten Lebens, die Hülle von Karl Stauffer-Bern, dem genialen Zeichner, Maler und Radierer, der auch ebenso den Meißel wie die Feder zu führen verstand. Die idyllische Ruhe dieses Camposanto bei der Certosa di Val d'Ema, südwestlich von Florenz, bildet einen eigenartigen Kontrast zu dem unruhigen, drängenden Arbeiten dieses rastlosen Genies, das schließlich, nach dem Shakespeareischen Grundsatz von der Un trennbarkeit von Genie und Wahnsinn, seinem Leben ein vorzeitiges Ziel setzte. Eine eingehende Würdigung des eigenartigen Künstlers, der 1857 zu Trubachen im Emmental geboren, 1891 zu Florenz gestorben ist, behalten wir uns für später vor und begnügen uns heute mit der von Kunstmaler Ernst Linck in Bern gezeichneten schlichten Grabplatte auf dem wohlgetroffenen Bildnis von Ernst Würtenberger auf dem Umschlag dieses Heftes.

P. S.



Nach Federzeichnung von Ernst Linck, Bern.

*) Böcklins Grabmal s. „Die Schweiz“ VI 1902, 424.